

Predigt am letzten Sonntag
nach Epiphania (25. Januar 2015)
Predigttext: 2. Mose 3*

Liebe Gemeinde!

Wissen Sie, was eine „Mesusa“ ist? Vielleicht haben Sie es schon mal gehört, vielleicht auch nicht.

Das Wort stammt aus dem jüdischen Religionsvollzug und ist ein Behälter oder eine Art Kasten, in der sich innen ein Pergament oder Papier befindet, auf das wiederum biblische Passagen per Hand geschrieben sind, die von einem Schriftgelehrten angefertigt werden sollen.

Man befestigt eine solche Mesusa am Türpfosten zu einem Hauseingang. Der fromme Jude berührt diesen Kasten jedes Mal beim Verlassen der Wohnung oder bei der Rückkehr.

Dabei erinnert er sich immer wieder daran, dass er sein Leben Gott und dessen Geboten verdankt. Ein wenig vergleichbar ist das damit, dass es in katholischen Kirchen am Eingang ein kleines Becken mit geweihtem Wasser gibt, mit dem sich die Kirchbesucher bekreuzigen.

Der Unterschied liegt aber eben daran, dass die Mesusa in den Alltag des frommen Juden vollkommen integriert ist und sich nicht auf Besuche der Kirche beziehungsweise der Synagoge beschränkt.

Warum erzähle ich Ihnen das? Weil ich für den Religionsunterricht selbst noch einmal nachgeschaut habe, was genau eine solche Mesusa ist.

Und da fand ich eine Internet-Seite mit dem Namen „Jüdische.Info“, auf der immer nur von „G-tt“ die Rede war – also statt eines o stand dort einfach nur ein Bindestrich zwischen dem G und den beiden t.

Ich dachte zuerst, das ist bestimmt auf dem Smartphone eine verunglückte Darstellung, aber wieso – es war ja schon extra die Mobilseite.

Nein, wurde mir dann klar, das liegt daran, dass Juden eben den Namen Gottes nicht aussprechen oder ausschreiben. Obwohl gerade die jüdische

Schrift des Alten Testaments darin einzigartig ist, dass sie den Namen Gottes im Klartext nennt: *Jahwe*.

יהוה
Tetragramm JHWH

Das ist sehr geheimnisvoll, und wir kommen auf dessen Bedeutung zurück. Wie aber kam es überhaupt dazu?

Hören wir zunächst auf den heutigen Predigttext aus dem zweiten Mosebuch, auch *Exodus* genannt, weil in der Folge die Israeliten unter der Anleitung von Mose, seinem Bruder Aaron und Schwester Mirjam aus dem Sklavenland, wie es dort heißt, ausziehen werden. Das meint „Exodus“ – [Auszug aus Predigttext lesen/zusammenfassen ...]

Das ist erkennbar schon mal ein sehr „heiliger Text“, bzw. eine erhabene Situation. Wenn man sich Gott nähert, steht man auf heiligem Boden und muss demütig seine Schuhe ausziehen.

Genauso geschieht es ja auch in islamischen Moscheen. Bei uns undenkbar – in Moscheen liegen aber auch, soweit ich das kenne, entsprechend Teppiche aus. Ich nehme an, diese Regel geht unter anderem auf diese Geschichte zurück, denn auch die Muslime kennen ja das Alte Testament. Wichtig ist zudem, dass Gott zwar *aus* diesem brennenden Dornbusch spricht, der seinerseits nicht *verbrennt*. Ein deutliches Zeichen der Gegenwart Gottes.

Doch Gott wird keineswegs mit diesem Busch gleichgesetzt, wie es das in manchen Naturreligionen gibt. Sondern er benutzt ihn nur als Symbol, *als sichtbaren Hinweis seiner Präsenz*.

Das ist etwas ganz anderes als zu sagen, Gott *ist gleich* der Dornbusch oder die Feuerflamme!

Mose wird dem Auftrag, den Gott ihm dann gibt, nämlich das unterdrückte Volk Israel aus Ägypten zu befreien, mehrfach widersprechen. Unglaublich eigentlich!

Aber dieses Motiv, dass ein Prophet sich nicht sofort auf den Auftrag Gottes einlässt, gibt es öfter im Alten Testament.

Jeder von uns kennt etwa die Geschichte von Jona, der vor Gott erst einmal flieht, um bloß nicht in die böse Stadt Ninive gehen zu müssen und diese gar zur Umkehr zu veranlassen – denn die Menschen dort sollen nach Meinung des Jona ja bestraft werden.

Oder der Prophet Jesaja fühlte sich anfangs nicht gut oder „rein“ genug, um für Gott und in Gottes Namen tätig zu werden. Natürlich ist Gott am Ende immer gegen allen Widerstand überzeugend. Und dafür zieht er alle Register.

Unter anderem verrät er Mose sogar seinen geheimen Namen: *Jahwe*. Und was bedeutet dieser? Das ist freilich ein großes Mysterium und bisher noch nicht völlig geklärt. Wenn das überhaupt jemals gelingen wird.

Um es kurz zu machen: Weder der Ursprung noch die Aussprache noch die genaue Bedeutung sind bislang wirklich geklärt.

Völlig falsch ist es jedenfalls zu sagen „Jehova“, das beruht auf einem kompletten Missverständnis der jüdischen Eigenart, den ursprünglichen Gottesnamen durch eine andere Lesart zu ersetzen – weil er eben so heilig und unaussprechlich ist.

Vermutlich sagte man „Jahwe“ oder „Jachwä“. Die Bedeutung ist wohl tatsächlich: „Ich bin, der ich bin“, und als Zusage und Beistand für Mose zu deuten im Sinne von: „Ich bin bei dir.“

Denn Gott wollte ja Mose unbedingt beistehen, um die Israeliten zu befreien.

Interessant ist ein Blick in den Islam. Dort kursieren „99 Namen Allahs“, der 100. Name Gottes soll unaussprechlich sein und ist den Menschen unbekannt. Ob das vielleicht Jahwe wäre? Wohl eher nicht.

Nun sagt auch niemand von uns zu Gott „Jahwe“, sondern in der Folge von Jesus sprechen wir ihn in der Regel mit „Vater“ an oder sagen „lieber Gott“.

Spannend an dieser Geschichte ist jedenfalls die unmittelbare Begegnung mit Gott. Näher kann man ihm eigentlich nicht kommen.

Der evangelische Theologe und Religionswissenschaftler Rudolf Otto, gestorben 1937, hat diese Erfahrung mit dem Übersinnlichen in seinem Hauptwerk *Das Heilige* von 1917 religionswissenschaftlich und -psychologisch untermauert beschrieben.

Für ihn *liegt das eigentlich Religiöse darin, einem allmächtigen Gott gegenüberzustehen*. Im Gefühl, selbst nur etwas von ihm Geschaffenes zu sein. *Kreaturgefühl*, nannte er das.

Es ist die Erfahrung mit „dem ganz Anderen“, dem Göttlichen, dem Numinosen, das zwei entgegengesetzte, aber miteinander zusammenhängende Gefühle in uns auslöst: zum einen dieses Gefühl der Begegnung mit dem absolut Unbegreiflichen, das durchaus *faszinierend*, eindrucksvoll auf uns wirkt.

Und zugleich das entgegengesetzte Empfinden zu erschauern, die *Empfindung von Furcht*. Man fühlt sich demnach gleichzeitig unendlich angezogen, aber auch abgestoßen.

Und das, beides zusammen, ist laut Otto die zentrale Erfahrung einer jeden religiösen Begegnung.

So, wie sie womöglich auch Mose gemacht hat. Obwohl er der biblischen Erzählung zufolge trotz dieser unfassbaren Gottesbegegnung eher damit beschäftigt war, sich gegen den göttlichen Auftrag zu wehren, den er offenbar als Zumutung empfand.

Doch hat er sich schließlich überzeugen, um nicht zu sagen überreden lassen.

Es ist übrigens völlig unbekannt, ob dieser Mann Mose so oder ähnlich tatsächlich existiert hat. Ob er vielleicht ein geborener Ägypter war, worauf insbesondere sein Name – ägyptisch für „Sohn“ oder „Kind“ – hinweisen

könnte. Und anderer Fragen mehr, die uns jetzt aber nicht beschäftigen sollen.

Der Mann Mose ist unabhängig von seiner realen Existenz jedenfalls *eine Gestalt unserer Fantasie, unserer gemeinsamen Erinnerung*, gespeist aus den Geschichten und Erzählungen seit unserer Kindheit. Und damit ist er in uns auch wirksam, bis hinein in seine einzigartige Begegnung mit dem Heiligen.

Wie aber geht es uns eigentlich selbst mit religiösen Erfahrungen? Ich vermute, nicht jeder oder jede von uns wird derart tief greifende Erinnerungen und Erlebnisse mit Gott oder dem Heiligen haben.

Doch irgendetwas Prägendes wird es andererseits auch wieder geben, damit man überhaupt dabei geblieben ist, bei Glaube, Religion und Kirche. Für manche sind es vermutlich einfach die Erfahrungen in der Kindheit mit dem Kindergottesdienst, den Gebeten vor dem Einschlafen, allein oder mit Eltern und anderen Vertrauenspersonen.

Vielleicht auch gute Erinnerungen an einen Pfarrer oder eine Pfarrerin etwa im Konfirmandenunterricht. Usw. Nichts Aufregendes gewissermaßen, aber dennoch wichtig und persönlich nachhaltig wirkungsvoll.

Andere haben möglicherweise tiefe religiöse Erfahrungen in der Natur gemacht, etwa im Wald oder in den Bergen. Auch dort scheint der Schöpfer unmittelbar gegenwärtig und nahe zu sein.

Man spürt ihn geradezu bei und in seiner Aktivität, oder man meint es doch zumindest.

Ebrfurcht ist hier oft das richtige Wort – *Ehre*, die man ihm gibt, und die *Furcht* zugleich. Diese Motive ziehen sich auch durch die Bibel und andere religiöse Schriften, da hatte Rudolf Otto völlig Recht.

Manche wiederum widmen sich intensiven persönlichen Erfahrungen wie der inneren Versenkung und Meditation. Dabei scheint der Unterschied zwischen Gott und dem eigenen Ich fast zu verschwinden, die Verschmel-

zung in der viel beschriebenen *unio mystica*, der mystischen Einheit mit dem Schöpfer.

Doch das sind Grenzerfahrungen, die nicht jedem gegeben sind, und die sich auch nicht jeder für sich selbst wünscht.

Aber die Gegenwart Gottes, das Heilige mitten unter uns, lässt sich das nicht auch in einem solchen Gottesdienst wie heute erfahren?

Wenn uns das Wort Gottes oder sein Geist in einem Gebet oder während der Predigt plötzlich anzurühren, anzusprechen scheint?

Noch mehr vielleicht beim Abendmahl, wenn wir die Präsenz Gottes in Jesus Christus mit allen Sinnen erfahren können? Und nicht nur auf der Ebene der Worte und des Verstands?

Wir können ja gleich einmal darauf achten, jeder und jede für sich.

Zwar dürfte Gott uns wohl nicht so spektakulär erscheinen wie in der Mosegeschichte mit brennendem Dornbusch und der Offenbarung tiefer Geheimnisse wie seinem Gottesnamen oder Vergleichbares.

Und dennoch kann Gott spürbar da sein, mitten unter uns, fast sanft und zärtlich, ähnlich wie es beim Propheten Elia heißt, der aus einer Höhle tritt, und wir hören aus der Bibel:

„Und siehe, der HERR wird vorübergehen. Und ein großer, starker *Wind*, der die Berge zerriss und die Felsen zerbrach, kam vor dem HERRN her; der HERR aber war nicht im Winde. Nach dem Wind aber kam ein *Erdbeben*; aber der HERR war nicht im Erdbeben.

Und nach dem Erdbeben kam ein *Feuer*; aber der HERR war nicht im Feuer. Und nach dem Feuer kam *ein stilles, sanftes Sausen ...*“.

Oder „eine Stimme verschwebenden Schweigens“, wie Martin Buber diese Stelle so unnachahmlich übersetzte.

Ja, so kann Gott auch uns begegnen – in der Stille, in der inneren Wahrnehmung, hier in der Kirche, draußen in der Natur, oder zuhause beim Gebet oder wo immer.

Er ist da. Mitten unter uns, und sogar *in uns*. Dafür wollen wir uns öffnen – jetzt, später beim Abendmahl oder in jedem anderen Augenblick unseres Lebens.

Gottes Name bleibt da gewissermaßen Programm – *Ich bin da* – sagt er. Ja, wirklich, spricht Gott uns zu, ich bin *für dich* da ... Amen.